



Der Alvier

DAS WOCHENMAGAZIN
FÜR GESCHICHTE,
HEIMATKUNDE UND KULTUR

AZMOOS: Erinnerungen von Hans Sulser an seine Jugendzeit – Teil 3

Manch einer hatte am Hungertuch zu nagen

Von den Einkommensverhältnissen damals, dem Einkaufen und dem Schulunterricht, über den Chachlejöri und den Ersten Weltkrieg.

(W&O) Im Alvier vom 7./8. Juli begann eine Serie mit Lebenserinnerungen von Hans Sulser. Der Autor ist in Azmoos aufgewachsen und lebt heute, in seinem 94. Lebensjahr, in St. Gallen. Er hat seine «Erinnerungen und Erlebtes vor dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918» erst kürzlich niedergeschrieben. In loser Folge erscheinen sie im Alvier, wobei die Redaktion nur Zwischenüberschriften setzt, ansonsten aber kaum sprachliche Änderungen vorgenommen hat.

Des Schulmeisters Magenschmerzen
Sekundarlehrer Walter Natsch gab mir als Vorbereitung für die Gymnasialklasse der Kantonsschule Einzelunterricht in Latein, meist im Anschluss an die Fontnaser Nachmittagsstunden. Oft diente uns bei schönem Wetter ein am Weg gelegenes Bänkchen als Schulbank, und wenn die Äpfel reiften, im Bongert frisches Gras unter dem Gravensteinbaum. Eine herrliche Unterrichtsmethode und recht erfolgreich, denn in zwei Wochenstunden holten wir spielend in einem einzigen Jahr den Unterrichtsstoff ein, an dem die St. Galler Kantonsschüler während zweier Jahre in wöchentlich sechs Stunden auf Casars «Bello Gallico» sich vorbereiteten.

In einer dieser Lateinstunden erzählte mir Lehrer Natsch – das war eine seltene Ausnahme – folgenden Witz: Ein Lehrer geht zum Arzt, weil seine Darmentladungen nicht mehr funktionierten und bittet um ein Mittel. Er erhält, wie erwartet, das unvermeidliche Pülverlein und spült das Heilmittel mit frischem Brunnenwasser ins vermeintlich verstopfte Gedärm, ohne Erfolg. Die Portion wird verdoppelt, er wartet aber vergeblich auf des Magens Rebellion. Da erkundigt sich der Arzt

nach des Patienten Beruf: Primarlehrer. Des Arztes Mund entrinnt ein verstehendes: Ahaa, und er schenkt dem überraschten Patienten einen Zweifränkler – für ein Mittagessen. Das half. Ich verstand vorerst des Lehrerwitzes Sinn nicht sogleich, aber allmählich bekam ich Einsicht in damalige Lohnverhältnisse, nicht nur bei den Jugendlehrern, und erkannte zum ersten Mal, dass in unserer Welt mancher am Hungertuch nagen musste, der seiner Nachwelt Unvergänglichliches hinterlassen hat.



Christian Sulser in seinen jüngeren Jahren als Leutnant der Infanterie.

Der Chachlejöri

Georg Schlegel, Händler und Kaufmann, Trübbach. Er sammelte Lumpen und Knochen aller Art zur Wiederverwertung, kaufte sie auch und notiert für den Abnehmer fein säuberlich das so erworbene Guthaben, bezahlt wird kein roter Rappen. Der Kunde war so gezwungen, sein Guthaben in Form von Chachlejägerschirr, von welchem Chachlejägers Gestelle übervoll waren, einzuziehen. Meist reichte das Guthaben nicht aus für den Ankauf billigster Sachen. Da musste draufbezahlt werden, und das war Jöris wohlberechneter Trick. Der Ankauf von alten Lumpen und all der Knochen, die beim Hauschlachten usw. anfielen, brachten ihm die Leute in den Laden und einmal dort, fand man stets etwas, das im Haushalt gebraucht werden konnte. Im Volksmund wurde der Jöri vorerst Lumpenjörri betitelt. Das passte ihm gar nicht, und er verbat sich diesen entwürdigenden Namen. Er wollte der Chachlejöri, sein und passte auch zu seinem Chachlejägerschirr. Er war ein freundlicher, sparsamer Mann und wurde ein heimlifeister, wohlhabender Bürger.

Erstes Sonntagsgeld

Das erste Sonntagsgeld, zugleich Konfirmantenkleid, ist fällig, weil ich im Frühjahr 1912, kurz nach der Konfirmation, im St. Galler Gymnasium meine Schulbildung fortsetzen darf. Nigelnagelneue Wanderschuhe gab's, und vom Schneider Christli ein aus erstklassigem Stoff verfertigtes, tolles Sonntagsgeld. Die Schuhe kosteten um die 16 Franken herum, und für die Sonntagsgeldlaute die Rechnung auf: Fr. 30.— für den englischen Stoff, und Fr. 33.— Macherlohn.



Der Vater des Autors, Christian Sulser-Geisser (1863–1951) zur «Traube» in Azmoos, Major, Gerichtspräsident und Geschäftsführer des Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften des Kantons St. Gallen.

Oh schöne Zeit, oh selige Zeit, wie bist du fern, wie bist du weit!

Erster Weltkrieg

Vater ist anlässlich der Reorganisation des Territorialdienstes zum Major befördert worden, besitzt aber noch die Hauptmanns-Uniform. Im Herbst 1914 gehen Gerüchte wegen bestehender Kriegsgefahr durch Europa. Vater traut der Sache nicht mehr so recht, nimmt seine Militärsachen aus dem Schrank, und Waffenrock, Käppi und Mütze reisen per Express zum Militärschneider Dietrich nach St. Gallen. Es müssen breitere Galons auf die Kopfbedeckung, und auf den Majorswaffenrock gehören Stabsknöpfe mit dem strahlenden Schweizerkreuz. Auf den beiden Epauletten muss anstelle der drei Hauptmannssterne der Silberstern glänzen.

Es war höchste Zeit! Zwei Tage später wird der Landsturm aufgegeben. Ein Telefonanruf bei Dietrichs ergab, dass die Uniform bereits unterwegs war. Ich kann sie am Vortrag des Einrückens am SBB-Bahnhof Trübbach in Empfang nehmen.

Ich begleite, nicht ohne Stolz, den neuen Major auf die Bahnstation. Beim Warten auf den Zug fällt Vaters Bleistift auf den Boden. Er bittet mich, ihn aufzuheben, denn die Knappheit der alten Militärhose erlaubt ihm nicht, den Hosenboden zu spannen. Fatale Sache für die kommenden Tage bis Ersatz beschafft werden kann.

Ich frage Vater besorgt, ob es wohl Krieg gäbe? Nie!, war seine entscheidende Antwort, denn Europa stecke beidseits so voller Kriegswaffen, dass ein ungläubliches Chaos entstehen müsste. Wie es denn kam, das ist uns allen noch geläufig.

Vaters Bataillon bewacht die Rhätische Bahnlinie von Filisur bis Samaden mit Kommandostand in Preda, beim Tunnelingang. Als er eines Tages in Bevers dem Zug entsteigt, steht dort der Soldat Vögeli Schildwache. Vögeli ist Arbeiter in der Weberei Azmoos, ein stiller, schlichter Mann, der jeden Sonntagmorgen per Velo zum Dorf hinausfährt und gelegentlich abends auf dem Heimweg in der Traube einkehrt. Wie er seinen Major aussteigen sieht, stellt er in seiner Überraschung sein Gewehr hin, geht mit ausgebreiteten Armen auf

Vater zu mit dem Gruss: Salü, salü Christie!

Das Heimweh des braven Landsturmsoldaten Vögeli hat, nach drei Wochen Dienst im fremden Land, über seine Dienstpflicht gesiegt.

Einkaufen damals

Heute geht man zwecks Auffüllen der Vorratslücken zum Supermarkt oder dem nächstgelegenen Laden, nimmt die abgewogenen und säuberlich eingepackten Sachen vom Ladengestell, bezahlt und fertig. Wie war das ehemals? Wir holten das Notwendige im Konsum, wo Salz und Mehl, Hörnli und Gerste aus offener Schublade in Papiersäcken abgefüllt wurden, und niemand nahm Anstoss an dieser, den heutigen hygienischen Vorschriften krass widersprechenden Behandlungen der Lebensmittel. Es war einfach so.

Fleisch holten wir meist in Saxers Metz. Ihm stand kein Kühlschrank zur Verfügung, er unterhielt aber einen Eiskeller. Das Eis holte er im für diesen Zweck gepachteten Teich nahe der Schützenhütte, und es hielt meist durch bis in den Sommer hinein.

Die beiden Azmooser Metzgen, Saxers und des Ochsenwirts, waren im Dorf nicht die einzigen Fleischlieferanten. Von Wangs her kam allwöchentlich der Metzger Wächter mit seinem Pferdewägel, und weil er in der Traube seinen Schoppen trank, kaufte Mutter ihm dies und das ab. Brot lieferten der Konsum und die Bäckerei Giezendanner. Auch sie wurden konkurrenziert vom Trübbächler Bäckermeister Däster, der mit seiner Chräze auf dem Buckel, das Brot mit weissem Tuch geschützt, von Haus zu Haus zog. Seine weissbeteuchte Chräze ist mir unvergesslich, weil der vielbeschäftigte Vater mich eines Tages bat – ich war so um die zwölf Jahre alt –, das per SBB von Buchs her eingetorfene Fass Bier heim zu schaffen. Fanni, Vaters rassisches Reitpferd angeschirrt, und los ging's! Den Auflad der Fässer besorgte der Spetter Thomas, und in frischem Trab ging's retour. Das stand vor Fehners Hauptre Dästers Chräze mit dem weissen Tuch. Fanni ist auf Weiss allergisch, das wusste man. Es erschrak, ein Seiten sprung, und Ross und Wagen mit mir drauf landeten im vor dem Stall liegenden Kuhmist. Nichts ging in die Brüche. Aber nachher zog ich vor, das alte, ruhige Lisi vor den Wagen zu spannen.

VOR 50 JAHREN: Erinnerungen

Ferienkinder in Kriegsjahren

Es wird zurzeit viel geschrieben und erzählt von der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Dass unser Land von diesem unseligen Krieg verschont blieb, darf sicher als göttliche Vorsehung betrachtet werden. Entscheidend zur Verschönerung beigetragen haben unsere Armee und der klar zum Ausdruck gebrachte Wehrwille ihrer Angehörigen und der

VON HANS MÜLLER-HESS, BUCHS

Bevölkerung. Neben verschiedenen anderen Umständen dürfte auch ein Segen darauf gelegen sein, dass sich viele hilfsbereit und opferwillig zeigten und Kindern aus den kriegführenden Ländern für kürzere oder länger Zeit Ferienaufenthalte gewährten.

So dürfen wir sicher auch über Tod und Grab hinaus der verstorbenen Eheleute Leonhard und Betti Marti-Senn, ehemals Metzgerei Rans, gedenken. Als Pro Juventute Ferienplätze für Schweizer Kinder suchte, nahm sie sofort drei Buben aus Burgdorf und ein Mädchen aus St. Gallen in ihre Familie auf. Dort in Rans konnten sie sich an Seele und Leib erholen, durften sie doch jeweils dort 3 Wochen verbleiben. Der kleine Willi aus Burgdorf durfte sogar viermal drei Wochen in die Ferien kommen.

Während der Kriegszeit 1939/45 suchte auch das Rote Kreuz Ferienplätze für Kinder aus den kriegführenden Staaten. Das waren ganz arme Kinder, die teilweise durch den Krieg beide Elternteile verloren hatten. Unter Tränen und widerwillig mussten sie ihre angestammte Heimat verlassen, kamen sie doch in ein

ganz anderes Land, zu fremden Leuten, wo sie nicht einmal die Sprache verstehen konnten.

Beim abendlichen Familienrat der Familie Marti-Senn in Rans einigte man sich auch, solche arme Geschöpfe aufzunehmen, obwohl man selbst nach nicht all zu langer Geschäftseröffnung nicht auf Rosen gebettet war und man sich bewusst war, dass die eigenen Kinder ihre Mahlzeiten mit den fremden Kindern teilen mussten. Wie man dem Schreiber dieser Zeilen mitteilte, sollen für die fremden Kinder keine Lebensmittelkarten abgegeben worden sein.

Dass diese Weisung vom Eidgenössischen Kriegsernährungsamt verfügt wurde, kann man nicht verstehen. So fanden zwei Kinder aus Lyon, zwei Brüderchen aus Belfort, ein Bube aus dem Elsass, zwei Mädchen aus Frankfurt und ein Bube aus Berlin ein neues Heim für zwei bis sechs Monate. Es ergab sich, dass oft zwei bis vier Pflegekinder der Familie Marti am gleichen Tisch aßen, also eine internationale Gesellschaft, bestimmt keine Kleingekitt, wenn man sieht, wie sich oft bereits zwei Kinder am Tisch miteinander streiten können. Der kleine Daniel aus Lyon kam mit vier Jahren zum ersten Mal nach Rans. Später durfte er 14mal für je drei Monate wieder in die Ferien kommen. Diese unschuldigen Kinder kamen jeweils mit fast keinen Kleidern an ihren Ferienort. Von der Familie Marti wurden sie vor ihrer Arbeit jeweils immer mit Kleidern und Schuhen versorgt. Den eigenen Kindern hat diese Zeit

mit ihren Nöten Herz und Augen geöffnet, und sie sind sich bewusst geworden, wie sie doch geboren und liebevoll von ihren Eltern betreut wurden; sie haben eingesehen, was es bedeutet, eine Heimat zu haben.

Die Betreuer dieser armen Schweizer- und Auslandskinder, Leonhard und Betti Marti-Senn, sind in die ewige Heimat gegangen, und man darf hoffen, dass ihr Opfersinn dort belohnt werde. Ihre Nachkommen aber sind bis heute noch in Verbindung mit dem damaligen Ferienkindern.

Bei dieser Gelegenheit erinnert sich der Verfasser noch einer Begebenheit mit einem Ferienkind in Räfis. Eine Räfiser Familie hat während des Ersten Weltkrieges ein Berliner Meitli durch das Rote Kreuz zugewiesen bekommen. Es verbrachte bei dieser Familie einen längeren Ferienaufenthalt. Eine der ersten Fragen dieses Mädchens war: «Wo ist denn euer Klavier, habt ihr keines?» (vermutlich hat das Kind vor dem Krieg bessere Zeiten gesehen). Der Familienvater sagte ihm: «Ja, wir haben sogar zwei Klaviere, ein gros ses und ein kleines führte das Kind ins Stiecklokal, zeigte ihm die Handstickmaschine und sagte, das sei das Klavier für den Vater. Dann zeigte er ihm die Fädlermaschine und sagte, das sei das Klavier für die Mutter. Wahrscheinlich hatte damals in der Burgerau niemand ein Klavier. Es wäre möglich, dass in Räfis vielleicht ein Lehrer ein Klavier hatte. Dafür befand sich in fast allen Häusern ein Stiecklokal, vor und während des Ersten Weltkrieges.